

LaG - Magazin

Schriftsteller/innen, Literatur und die

DDR - Von ambivalenten Verhältnissen

07/2013

14. August 2013

Inhaltsverzeichnis

Zur Diskussion

| | |
|--|----|
| Das Tor zur Welt, zur Weltliteratur und zur literarisch interessierten Jugend der DDR..... | 4 |
| Erinnerung an Jürgen Fuchs..... | 9 |
| Ein Widerspruch, der nie einer hätte sein dürfen..... | 12 |

LaG-Material

| | |
|--|----|
| Das Gedicht „Volkslied“ von Susanne Kerckhoff (5.2.1918-15.3.1950) aus biografischer Sicht | 15 |
|--|----|

Empfehlung Unterrichtsmaterial

| | |
|--|----|
| Weder DDR noch Bundesrepublik – Thomas Brasch im Unterricht..... | 16 |
|--|----|

Empfehlung Web

| | |
|--|----|
| Simple Storys von Ingo Schulze – Eine Lesehilfe..... | 18 |
|--|----|

Empfehlung Fachbuch

| | |
|--|----|
| Ronald M. Schernikau in Matthias Frings' „Der letzte Kommunist“..... | 20 |
|--|----|

Empfehlung Fachdidaktik

| | |
|---|----|
| „Ich lasse mir aber die DDR nicht miesmachen.“ - Ein Sammelband zu Gisela Elsner..... | 22 |
| Das MFS und Christa Wolf – Die Erzählung „Was bleibt“ und der gesamtdeutsche Literaturstreit..... | 24 |
| Der P.E.N.- Club in der DDR | 26 |

Empfehlung Hörbuch

| | |
|---|----|
| Jürgen Fuchs und die DDR – ein Hörbuch..... | 29 |
|---|----|

Empfehlung Film/DVD

| | |
|-----------------------|----|
| Die Unberührbare..... | 31 |
|-----------------------|----|

Liebe Leserinnen und Leser,
die Sommerferien liegen hinter den meisten von uns und wir begrüßen Sie zu unserem ersten Magazin im zweiten Halbjahr. Wir haben uns bemüht, für diese Ausgabe das Thema „Schriftsteller/innen und die DDR – von ambivalenten Verhältnissen“ anzugehen, indem wir öffentlich weniger wahrgenommene Autor/innen vorstellen. Die Autor/innen stammen aus beiden deutschen Staaten. Manche derer, die in diesem Magazin rezensiert werden, haben ein kommunistisches Selbstverständnis, das sich an der autoritären Staatsrealität der DDR bricht, so bei Ronald M. Schernikau. Andere, wie Jürgen Fuchs, der, obwohl literarisch anerkannt, in das Blickfeld der Staatssicherheit geriet und ausgebürgert wurde, kritisieren nach der Vereinigung harsch einen unkritischen Umgang mit der DDR. Alle eint, dass sie etwas Sperriges repräsentieren, das sich gegen Vereinnahmungen stellt und so nicht in simplem Schwarz-Weiß-Bildern aufgeht. Damit sind die in dieser Ausgabe angesprochenen Schriftsteller/innen für das Geschichtslernen, viel mehr noch für den Deutschunterricht, interessant.

Wir danken den externen Autor/innen herzlich für ihre Beiträge.

Eine Lyrikanthologie namens „Poesiealbum“, die von 1967 bis 1990 in der DDR erschienen ist und eine große kulturpolitische Leistung der Herausgeber/innen ist, stellt *Hartmut Lindner* in seinem Beitrag vor.

Udo Scheer hat eine Erinnerung an den 1999 verstorbenen Schriftsteller Jürgen Fuchs

verfasst.

Martin Brandt schließlich nähert sich der komplexen Person Ronald M. Schernikau, einem der wenigen Schriftsteller, den es von West nach Ost zog, obwohl sein schwuler subkultureller Lebensentwurf mit der Realität der DDR kaum kompatibel sein konnte.

Die didaktischen Materialien hat *Susanne Jahn-Manske* erstellt, die einen Vorschlag für die Arbeit mit Gedichten der Lyrikerin Susanne Kerkhoff unterbreitet.

Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre.

In eigener Sache

Im September bieten wir die beiden nächsten Webinare aus unserer Reihe an. Am 5. September ab 17.00 Uhr führt Gottfried Köbler (Stellvertretender Direktor des Fritz Bauer Instituts) in die Thematik von Gedenkstättenbesuchen mit Jugendlichen ein. Christoph Pallaske gibt in einer zweiten virtuellen Veranstaltung am 11.09. ab 19.00 Uhr eine Einführung in das historische Lernen mit digitalen Medien. Weitere Informationen zu beiden Veranstaltungen finden Sie in Kürze auf unserem [Portal](#).

Unser nächstes Magazin erscheint am 18. September 2013 und trägt den Titel „Displaced Persons und Gerechtigkeit für NS-Verfolgte“,

Ihre LaG-Redaktion

Das Tor zur Welt, zur Weltliteratur und zur literarisch interessierten Jugend der DDR.

Das „Poesiealbum“, eine bemerkenswerte Lyrikanthologie aus der DDR

Von Hartmut Lindner

Poesiealben sind inzwischen aus der Mode gekommen, bzw. durch facebook abgelöst worden.

Früher hatte jedes Mädchen und auch mancher Knabe ein Poesiealbum, in dem sich die Freunde und Bekannten, die Kindergärtnerinnen und Lehrer verewigen mussten. Sie fügten auf einer für sie reservierten Seite einen pädagogisch wertvollen Sinnspruch und am besten noch ein kitschiges Hochglanzbildchen ein.

Ich erinnere mich noch gut an die entsetzten Augen, als ich einer Siebtklässlerin Ende der 70er Jahre folgende Brechtzeile in ihr Poesiealbum schrieb: „Ich habe viel zu tun, ich bereite meinen nächsten Fehler vor.“ Das passte nicht ins Schema.

Nicht ins Schema der Kulturpolitik der DDR passte auch so mancher Autor, der im „Poesiealbum“ vorgestellt werden sollte, was zu Konflikten zwischen den Herausgebern und der Leitung des Verlags Neues Leben, die dem Zentralrat der FDJ unterstand, führte und auf Ambivalenzen der FDJ-Arbeit hinweist. Doch dazu später.

Die Lyrikanthologie „Poesiealbum“

Zunächst soll ein ganz anderes „Poesiealbum“ vorgestellt werden, eine Lyrikantho-

logie, die von 1967 bis 1990 in der DDR erschienen ist. Jeden Monat gab es ein neues Heft, das meist 32 Seiten umfasste, die einem Dichter gewidmet waren, der in einer knappen Erläuterung vorgestellt wurde. Auf die Titelgestaltung wurde großer Wert gelegt und eine passende Illustration eines zeitgenössischen Künstlers wurde für die beiden Mittelseiten ausgewählt. Jedes Heft kostete 90 Pfennig. Das entsprach damals dem Preis für ein Brot. Lyrik als geistiges Grundnahrungsmittel - ein schöner Gedanke.

Die Hefte erschienen in einer Auflage von ca. 10 000 Exemplaren im Verlag Neues Leben, der, wie bereits gesagt, vom Zentralrat der FDJ kontrolliert wurde.

Weshalb die Lektoren Bernd Jentzsch und Klaus-Dieter Sommer für ihre ab 1967 im Verlag Neues Leben herausgegebene Lyrikanthologie den leicht missverständlichen, aber harmlosen Namen „Poesiealbum“ wählten, ist nicht mehr aufzuklären.

Zur Konzeption der Lyrikanthologie

Die Konzeption, die der Reihe zu Grunde lag, lässt sich aber rasch erschließen, wenn man sich ansieht, welche Autoren hier publiziert wurden.

Ein Verzeichnis aller Hefte kann man bei Wikipedia aufrufen alle Titelbilder sind unter www.poesiealbum.info/poesiealbum.html abrufbar.

Bert Brecht eröffnet die Reihe, dann folgen Wladimir Majakowski, Heinrich Heine, Wulf Kirsten, Erich Weinert, Novella Matwejewa, Helfried Schreiter, Günter Kunert.

Helmut Preißler, Theodor Storm, Reiner Kunze.

Das ist eine beachtliche Spannweite: Neben Brecht, Heinrich Heine und Theodor Storm, deren lyrische Qualität unbestritten ist, erscheinen die Debütanten Wulf Kirsten und Helfried Schreier. Günter Kunert und Reiner Kunze, die später die DDR verlassen werden, finden sich neben dem Konformisten Helmut Preißler.

Betrachtet man diese ersten 10 Hefte, dann wird deutlich, dass die zeitgenössische (4 Hefte), antifaschistische (2) und die klassische deutschsprachige Dichtung (2) den Schwerpunkt der Reihe bildete, aber auch der sowjetischen Literatur (2) viel Raum gegeben werden sollte. Das Spektrum erweiterte sich in den folgenden Jahren, indem mit Erich Fried (1969) ein westdeutscher Autor und mit Federico Garcia Lorca ein spanischer präsentiert wurden. Durch das Poesiealbum wurde die zeitgenössische Dichtung aus Osteuropa (Polen Tschechien, Ungarn, Bulgarien, Rumänien), aber auch der USA (Langston Hughes, 1971, Walt Whitman, 1974; Alan Ginsburg, 1978; Bob Dylan, 1983) und Lateinamerikas (Octavio Paz, 1973; Joao de Cabral, 1975; Ernesto Cardenal, 1976; Victor Jara, 1982) einem jugendlichen Publikum in der DDR nahegebracht.

Das klassische Erbe wurde in dieser Reihe besonders gepflegt, indem alle literaturgeschichtlichen Epochen von der mittelhochdeutschen Lyrik bis zum Expressionismus berücksichtigt wurden: Heft 100 wurde

Johann Wolfgang v. Goethe gewidmet und Heft 150 Friedrich Schiller. Heft 200 präsentierte Gedichte von William Shakespeare. Der französischen Lyrik wurden die Hefte für Rene Char, 1973; Arthur Rimbaud, 1980; Paul Eluard, 1981; Iwan Goll 1982, Boris Vian, 1987; und Charles Baudelaire 1988 gewidmet, Autoren gegen die es viele Vorbehalte gab.

Die Publikation expressionistischer Lyrik war in der DDR immer konfliktträchtig, konnte aber in den 80er Jahren mit den Heften zu Ernst Stadler, 1979; Arno Holz, 1981; Oskar Loerke, 1984; Jakob van Hoddis, 1985 und Else Lasker-Schüler (1988) realisiert werden. Es ist bezeichnend, dass ein Trakl-Heft fehlt.

Wirft man einen Blick auf die Reihe der Übersetzer, so stößt man auf prominente Namen: Sarah und Rainer Kirsch, Paul Celan, Peter Hacks, Stephan Hermlin, Adolf Endler, Heinz Czechowski, Karl Mickel, Franz Fühmann, Richard Pietraß, Paul Wiens, Erich Fried, Hans Magnus Enzensberger, Karl Dedecius, Hans Egon Holthusen, Ernst Jandl, Hilde Spiel und viele andere; eine bunte Mischung von Dichter/innen und Übersetzer/innen aus der DDR und der BRD. Die Herausgeber kannten keine Berührungängste bei der Auswahl der Übersetzungen, entscheidend war die Qualität. (Eine Liste der Mitwirkenden findet sich unter www.poesiealbum.info/mitwirkende.html)

Es gab eine Reihe von Sonderheften, die vor allem den Poetenseminaren der FDJ gewid-

met waren.

Die Poetenseminare verdienen eine eigene Betrachtung, denn hier werden die Ambivalenzen der FDJ-Kulturarbeit auch greifbar. Viele Autor/innen, die ihre kritische Stimme erhoben, waren durch die Poetenseminare ermutigt worden, ihr Schreibtalent zu erproben.

Grenzen der poetischen Freiheit

Was da im Verlag der FDJ „Neues Leben“ so altbacken und unverdächtig als Poesiealbum titulierte wird, erweist sich also beim näheren Hinsehen als eine brisante Mischung, die durch die Einbettung in systemkonforme Texte nicht wirklich entschärft werden konnte. Es ist literarischer Sprengstoff, der hier angehäuften wurde. Es ist klar, dass dies nicht ohne Konflikte ablaufen konnte.

Als Bernd Jentzsch Anfang der 70er Jahre dem Cheflektor und Verlagsleiter die Publikation der Gedichte von Ernst Jandl vorschlug, wurde das schlicht abgelehnt. Man kannte den Autor nicht und konnte mit der von Jentzsch präsentierten Textauswahl nichts anfangen.

Das Heft 122 war Sarah Kirsch gewidmet, es war druckfertig, durfte aber nicht mehr erscheinen, da Sarah Kirsch einen Ausreiseantrag gestellt hatte.

Auch die von Bernd Jentzsch geplanten und vorbereiteten Hefte zu Thomas Eliot, Ingeborg Bachmann und Marie Luise Kaschnitz, die druckfertig waren, wurden einfach gestrichen, denn Jentzsch war nach seiner öffentlichen Kritik an dem Ausschluss von

Reiner Kunze aus dem Schriftstellerverband und der Ausbürgerung Wolf Biermanns von einem Arbeitsaufenthalt in der Schweiz nicht mehr in die DDR zurückgekehrt.

Eine Ausgabe der Gedichte von B. K. Tragelehn, für die laut Richard Pietraß die Druckfahnen bereits vorlagen, wurde nach dem Eklat um seine Strindberginszenierung „Fräulein Julie“ im Berliner Ensemble unterdrückt.

Weil Lars Gustafsson auf einer internationalen Tagung die „Sozialistischen Länder“ kritisiert hatte, wurde die Arbeit an einem ihm gewidmeten Heft eingestellt.

Der innere Konflikt des Herausgebers: „Hinwerfen, alles aufgeben oder eine Kröte schlucken?“

Richard Pietraß, dem 1977 die Herausgeberschaft des „Poesiealbums“ übertragen worden war, beschreibt den Konflikt, in dem sich der Herausgeber befand folgendermaßen:

„...in jeder Phase sind ein paar Hefte, die dem Verantwortlichen (von der Verlagsleitung H. L.) aufgetragen wurden. Das sind bei Jentzsch - der hat ja auch komische Autoren drin: Helmut Preißler mußte er schlucken, wen er alles schlucken mußte: die Gedichte von Lenin, von Ho Chi Minh, das muß ja alles nicht sein... Auch er hat Kröten schlucken müssen... Ich habe versucht es so zu machen, dass ich mich für nichts schämen muß. Einige wenige Gewaltakte, wo man vor der Frage stand: Hinwerfen, alles aufgeben oder eine Kröte schlucken?!“ (Lyrik für alle. 45 Jahre Poesiealbum. Eine Sendung von

Bernd Dreiocker, Kulturradio, 1.5.2012)

Über die Publikation der Gedichte von Uwe Greßmann (Heft 126, 1978) und von Alan Ginsburg (Heft 127, 1978) berichtet er: „Auf Greßmann bin ich ganz stolz, das ist nämlich Jentzsch nicht gelungen. Jentzsch ist Greßmann zweimal abgeschlagen worden und ich habe es im dritten Anlauf geschafft... Das war nicht der kraftvolle, zukunftsorientierte, junge Autor. Das Heft war erschienen, das hab ich geschafft. Und genauso mit Ginsburg (Heft 127, 1978), das war mein größter Coup. Daß ich das geschafft habe ist im Nachhinein ein Wunder und stellen Sie sich vor, während das Heft erschien, hat ... er sich im Rundfunk als Freund Biermanns bezeichnet ... Das Buch ist durchgegangen..., das Heftchen mit der Graphik von Andy Warhol, der in der DDR noch nicht ausgestellt war ... Das waren so Freuden, wo man sich verwundert die Augen reib, dass man so viel Glück haben konnte bei so einem dreisten Versuch, die Zensur zu unterlaufen oder sie einfach nur herauszufordern.“ (Lyrik für alle, s.o.)

1979 war es aber auch mit der Herausgeberschaft von Richard Pietraß vorbei, er wurde kurzfristig entlassen und die Lektorin Dorothea Oehme übernahm seine Funktion und führte das Poesiealbum bis zur Wende, bis zum Heft 275 (1990), das August von Platen gewidmet war, das zwar gedruckt, aber nicht mehr ausgeliefert werden konnte und auf einer Müllkippe landete. Die ökonomischen Zwänge im vereinten Deutschland diktierten ihre eigene Kulturpolitik.

Ihr gelingt es neben einigen Expressionisten (s. o.), Nicolas Born (1981) und Karl Krolow, (1987) die bedeutenden westdeutschen Dichter zu veröffentlichen. Hans-Eckart Wenzel (1983) ermöglicht sie das Debüt. Auch die Veröffentlichung der Gedichte von Pier Paolo Pasolini war sicherlich ein gewagtes und im Verlag umstrittenes Unternehmen.

Sie resümiert: „Ein bißchen war es auch ein Spiel. Man hat, indem man den einen oder anderen wohlgelittenen Lyriker reinnahm in die Reihe, sich auch Freiräume erkaufte, den einen oder anderen weniger wohlgelittenen Lyriker zu publizieren... das Poesiealbum war bei dem Verlag ein nicht unbedingt geliebtes Kind, aber ein geduldetes Kind.“ (Lyrik für alle, s. o.)

Nach der Wende gab es verschiedene Versuche, das „Poesiealbum“ wieder aufleben zu lassen, die aber nicht die Resonanz gefunden haben, die einst das „Poesiealbum“ in der DDR hatte.

Eine vollständige Übersicht der Wiederbelebungsversuche findet sich auf Wikipedia und www.poesiealbum.info.

Eine bemerkenswerte kulturpolitische Leistung

Das Poesiealbum ist eine bemerkenswerte kulturpolitische Leistung in der DDR. Seit 1976 jeden Monat ein kleiner Gedichtband für 90 Pfennig und in einer Auflage von 10 000 Exemplaren! Die Hefte wurden gekauft und gelesen. Dafür gibt es viele Zeugnisse. (Lyrik für alle, s. o. zitiert Thomas Rosenlöcher, Grünberger und Richard Pietraß als

regelmäßige Leser und Käufer; ein Antiquar bietet heute eine gebundene Ausgabe der Hefte 124-128 aus der Gewerkschaftsbibliothek des PCK-Schwedt an.)

Die Ambivalenz der Kulturpolitik der FDJ

Auf den ersten Blick mag es irritieren, dass der Zentralrat der FDJ das „Poesiealbum“ mit den aufmüpfigen Autoren duldete. Andererseits ist das „Poesiealbum“ auch eine Konsequenz der kulturpolitischen Bemühungen der FDJ. Seit den 60er Jahren organisierte der staatliche Jugendverband u. a. auch „Poetenseminare“ und die „Singebewegung“. Da bietet sich eine Lyrikreihe, in der junge Autoren debütieren können, an. Die Reihe diente also aus Sicht der FDJ dazu, den Zugang zu den literarisch interessierten Jugendlichen zu gewinnen und zu behalten. Dafür musste man aber auch etwas bieten, das war Lyrik eben nicht nur aus der DDR und der Sowjetunion, sondern der Zugang zur Weltliteratur, als Zugang zur Welt, dafür sorgten mit ihrem besonderen Engagement, ihrer Energie und Kompetenz und vor allem mit ihrem Fingerspitzengefühl die verschiedenen Herausgeber.

Das „Poesiealbum“ als Langzeitprojekt ist nur vergleichbar mit dem Langzeitprojekt der DDR-Filmemacher Junge, die die „Kinder von Golzow“ über Jahrzehnte mit der Kamera begleitet und dadurch ein Portrait der DDR-Gesellschaft geschaffen haben.

Beiden Projekten ist gemeinsam, dass sie nach dem Untergang der DDR nicht mit der gleichen Wirkung fortgesetzt werden konn-

ten, denn sie basierten auf den besonderen gesellschaftlichen Voraussetzungen, die in der DDR, aber nicht im vereinten Deutschland gegeben waren.

Über den Autor

Hartmut Lindner, Jahrgang 1964, Studienrat a. D. für die Fächer Politische Weltkunde, Geschichte und Deutsch, lebt in Berlin und Chorin.

Erinnerung an Jürgen Fuchs

Von Udo Scheer

Das Politische war mir immer wichtig. Die Freiheitsfrage. Aber da war auch schon das Literarische. (Jürgen Fuchs im Gespräch mit U. Scheer)

Wer meint, es war doch alles nicht so schlimm, der sollte Jürgen Fuchs lesen. (Christine Lieberknecht, Präsidentin des Thüringer Landtags, 08.12.2000)

In einem unserer Gespräche sagte Jürgen Fuchs einmal: »Eigentlich wollte ich nur Gedichte schreiben, über die Liebe, über die Natur. Wichtigeres drängte sich vor.«

Im Frühjahr 1998 hatten wir uns für ein Rundfunkinterview in der psychosozialen Kontakt- und Beratungsstelle Waldstraße in Berlin Moabit verabredet. Was nur wenige wussten, hier teilte der Schriftsteller und Bürgerrechtler sich zusammen mit seiner Frau Lilo eine Stelle als Sozialpsychologe für Problemjugendliche. In diesem quicklebendigen Haus, das eher einer gut besuchten Freizeiteinrichtung glich, hatte er für eine knappe Stunde etwas Ruhe organisiert. Seine erste Antwort war von überraschtem Lachen getragen: »Na ja, wenn Sie das jetzt so aufzählen, erschrickt man ja fast noch Mal mit, was da alles geschehen ist.«

Zuvor hatte ich ihn den Hörern vorgestellt: »Jürgen Fuchs, Sie sind 1950 in Reichenbach im Vogtland geboren. Sie haben in Jena Psychologie studiert, wurden bereits Anfang der 1970er Jahre durch die Staatssicherheit operativ bearbeitet, weil Sie 'Klar-

text' schrieben und sprachen. Sie waren eng mit dem Regimekritiker Robert Havemann und dem verbotenen Liedermacher Wolf Biermann befreundet, wurden aus politischen Gründen exmatrikuliert, saßen neun Monate in Stasi-U-Haft. 1977 wurden sie ausgebürgert und von Westberlin aus zu einem der wichtigsten Kontaktpartner für die unabhängige Friedens- und Bürgerrechtsbewegung in der DDR. 1982 unterschrieb Erich Mielke, Minister für Staatssicherheit, gegen Sie einen Fahndungserlass, der bis 1999 im gesamten sozialistischen Lager, auch beim Transit durch die DDR, gelten sollte. Es gab Drohungen und Anschläge gegen Sie in Westberlin. 1992 forschten Sie in der Gauck-Behörde zu den Methoden der Staatssicherheit gegen Sie und andere Oppositionelle. Vor diesem Lebenshintergrund erscheint soeben zur Leipziger Buchmesse Ihr Roman Magdalena, ein Synonym für das Stasi-Gefängnis in Berlin-Lichtenberg.«

Und eben da sagte er: »Na ja, wenn Sie das jetzt so aufzählen, erschrickt man ja fast nochmal mit, was da alles geschehen ist – in Jena, aber auch nach der Ausbürgerung, in Westberlin. Das war schon von mir aus gedacht als Versuch, als Schriftsteller zu leben, zu sagen und zu schreiben, was ich denke – also frei zu sein. Und damit konnte sich eben so ein totalitärer und – ja – erzwingender Staat wie die DDR schlecht abfinden.«

Die erwartete kontroverse Diskussion um Magdalena war da. Dieser Collageroman irritierte. Denn er zeigt die Schuld der Vätergeneration ebenso schonungslos, wie den Verrat an der Revolution 1989, das partiel-

le Versagen der Gauck-Behörde und auch eigene Fehler. Der Ich-Erzähler steigt aus dem „Handtuchzimmer“ der Behörde in den Orkus der Geschichte, birgt aus Stasi-Archiven Schicksale von Freunden, dokumentiert Zersetzungsmethoden und protestiert gegen fest angestellte ehemalige Systemträger und Mitarbeiter des MfS in der Behörde. Er nennt Klarnamen und wird dafür angegriffen, auch von Joachim Gauck in der ZEIT. Das Pro und Kontra um diesen Roman zwischen Fiktion und Dokumentarliteratur füllte 1998 mindestens so viele Seiten, wie das Buch selbst.

Und heute? Seit seinem Tod wurde nicht ein Buch von Jürgen Fuchs, weder seine Romane über den sozialistischen Kasernenhof, seine Gedichtbände oder essayistischen Einmischungen bei Rowohlt neu aufgelegt. Als Auskunft dazu hört man aus seinem einstigen Hausverlag: Fuchs rechne sich nicht.

Wer kennt heute noch Jürgen Fuchs? Die Antworten stimmen nachdenklich. Dabei war dieser Fuchs Ende der 1970er und in den '80ern ein literarischer Star. Galt er zunächst als die andere Stimme aus der DDR, wurde er schnell zu einem literarisch, publizistischem Stör- und Aufstörfaktor im besten Sinne des Wortes. Er forderte: »Demokratie muss mit aller Entschiedenheit praktiziert werden. In Auseinandersetzungen und Diskursen. Das Laue, das Taktierische, die Feigheit muss weg.« Diese Haltung lebte er konsequent und war damit unbequem. Seine Frau Lilo sagte über ihn: »Er war ein verrückter Kerl. Er hat gesagt: 'Worüber man eigentlich nicht schreiben

kann und was niemand hören will, davon will ich sprechen.'«

Papier, unliniertes

Dich

Ziehe ich vor

Hinter

Klein- oder großkarierte

Gitter

Bringe ich meine Worte nicht

Sie müssen doch

Atmen

(Aus „Schriftprobe“, Gedichtzyklus 1972)

Befreundet mit Heinrich Böll, Ralph Giordano, Herta Müller... warf er sein Wort unüberhörbar klar in die Waagschale, wo es um Meinungsfreiheit, gegen Machtmissbrauch und Menschenrechte, um Aufdecken von Methoden und Verbrechen von Diktaturen ging. Und weil er sich dabei selbst als links verstand, erfuhr er die meisten Anfeindungen aus dem linken Lager.

Wortmeldungen von Jürgen Fuchs aus den 1990er Jahren bleiben bis heute brandaktuell. So kritisierte er in einer Anhörung der „Enquetekommission SED-Unrecht“ im Mai 1994 scharf aufkommende Selbstgerechtigkeit und Verharmlosung von DDR-Unrecht. Er forderte: »Ihr sollt mit uns in Augenhö-

Lesetipp

he reden.« Dabei waren „Ostalgie“ und der Tenor: „Es war nicht alles schlecht“ längst nicht so salonfähig wie heute.

Mit Blick auf Verstrickungen und Verharmlosungen fragte er: »Ist schon wieder ein Verdecken des Offensichtlichen im Gange?« Mehr denn je, möchte man ausrufen.

Jürgen Fuchs mit seinem sensiblen Gespür für notwendige Auseinandersetzungen fehlt unserer Gesellschaft hier und heute. Er fehlt seit jenem 9. Mai 1999, als dem Tod kein Schnippchen mehr zu schlagen war, so wie fünf Jahre zuvor, beim ersten Ausbruch der tückischen Krankheit.

Ein seltener Blutkrebs war stärker. Ein Freund, Pfarrer Matthias Storck, sprach den ungeheuerlich erscheinenden Verdacht vor mehr als 500 Trauergästen bei der Beerdigung auf dem Berliner Heidefriedhof aus: Möglicherweise sei Fuchs' Erkrankung „nicht gottgewollt, sondern menschengemacht“. Jürgen Fuchs selbst hatte kaum je darüber gesprochen. Er hat den Tod immer abgewiesen.

Gleichsam als ein Vermächtnis erschienen 2009 seine lange vergriffenen Vernehmungsprotokolle in einer beeindruckend ins Bild gesetzten Foto-Text-Edition. Dieser Erfahrungsbericht des Schriftstellers und Psychologen dokumentierte 1978 erstmals die U-Haft-Praktiken moderner, nicht demokratisch kontrollierter Geheimdienste, die Vernehmungstechniken, Psychofolter und „Schwarze Psychologie“ zum Brechen ihrer Gegner. Das Buch ist heute so aktuell wie vor dreißig Jahren.

Jürgen Fuchs: Vernehmungsprotokolle, Jaron Verlag Berlin 2009, 176 S., 18 S/W-Fotografien, 176 S., 14,90 €.

Udo Scheer: Jürgen Fuchs. Ein literarischer Weg in die Opposition, Biografie, Jaron Verlag 2007, 384 S., 14,90 €.

Über den Autor

Udo Scheer, geb. 1951 in München, Studium an der FSU Jena, Gründungsmitglied des 1975 verbotenen Arbeitskreises Literatur Jena, Veröffentlichungen seiner literarischen Arbeiten wurden bis 1989 weitgehend verhindert, seit 1993 freiberuflicher Publizist und Schriftsteller, Mitglied des Autorenkreises der Bundesrepublik und des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Buchveröffentlichungen, zuletzt: „Die Sonne hat vier Ecken. Günter Ullmann – eine Biografie“, Mitteldeutscher Verlag, Halle 2012; „Reiner Kunze. Dichter sein – Eine deutsch-deutsche Freiheit“, ebenda 2013.

Ein Widerspruch, der nie einer hätte sein dürfen

Von Martin Brandt

Es war eine lange Zeit unerwiderte Liebe, die den Dichter Ronald M. Schernikau an die Deutsche Demokratische Republik gebunden hat. So, wie sie den Druck seiner literarischen Texte verweigerte, unterdrückte sie auch andere kritische Stimmen systematisch. Ihrem Literaturbetrieb ist die tragische Ironie geschuldet, dass sie Schernikaus Lob nicht als solches erkannt und seine wohlmeinende Kritik als konterrevolutionär verworfen hat. Doch Schernikau wurde nicht nur damals nicht gedruckt. Er wird auch heute von einem Literaturbetrieb gemieden, der sich als Sieger der Geschichte wähnt.

Von der DDR in die BRD und zurück

Das erste Mal in Ungnade gefallen ist Ronald M. Schernikau durch die Republikflucht seiner Mutter Ellen. Und konnte in diesem jungen Alter nichts dafür. Denn der 1960 in Magdeburg Geborene ist sechs Jahre alt, als seine Mutter die Trennung von ihrem ebenfalls republikflüchtigen Geliebten nicht mehr aushält und rüber macht. Die Kinder- und Jugendjahre enden damit, dass der junge Schernikau noch zu Schulzeiten sein erstes Buch veröffentlicht, genannt kleinstadtnovelle. Das schmale Bändchen, das im West-Berliner Rotbuch-Verlag erscheint, avanciert im Laufe der Achtziger zum schwulen Coming Out-Klassiker und macht seinen Autor überregional bekannt.

Nach seinem Umzug nach West-Berlin versucht er an diesen ersten literarischen Erfolg anzuknüpfen, doch zunächst vergebens. Viel zu exzentrisch erscheinen für die westdeutsche Verlagslandschaft Schernikaus Marxismus, Homosexualität und Ästhetik. Trotz des ausbleibenden Erfolgs seiner literarischen Texte, publiziert er weiter: Gedichte, kürzere Artikel, Reportagen. Während dieser West-Berliner Zeit, die Schernikau unter anderem in der schwulen Subkultur verbringt, besucht er häufig auch den Ostteil der Stadt, knüpft Kontakte zu Autorinnen und Autoren wie Gisela Elsner, Elfriede Jelinek oder Peter Hacks.

Geplagt von der Lohnarbeit, die sein Schreiben wieder und wieder unterbricht, plant er als Westdeutscher ein Studium am Leipziger Literaturinstitut Johannes R. Becher aufzunehmen. Obwohl dieser außergewöhnliche Wunsch lange Zeit behindert wird, geht er dank des deutsch-deutschen Kulturabkommens schließlich doch in Erfüllung und Schernikau bezieht 1986 seine Leipziger Studentenwohnung.

Schreiben in der DDR

Was nur ließ den Dichter ausgerechnet in die DDR ziehen und die ostdeutsche Staatsbürgerschaft beantragen? Es gab hierfür drei Gründe. Der Literaturbetrieb der DDR hatte gegenüber demjenigen der BRD den Vorteil, dass er seine Autorinnen und Autoren vom ökonomischen Überlebens- und Konkurrenzdruck befreite und langfristig aufbaute. Wo das Überleben einer westdeutschen Autorin oder eines westdeutschen Au-

Gelesen werden in der Bundesrepublik

tors vom Verkauf ihrer oder seiner Bücher abhing, konnten ostdeutsche Autorinnen und Autoren sich auf die Literatur konzentrieren und ohne Verkaufszwang publizieren. Dieser ökonomische Vorteil wurde bezahlt mit der Einschränkung des Rechts auf freie Meinungsäußerung. Während westdeutsche Autorinnen und Autoren in der Bundesrepublik das schreiben durften, was sie wollten, mussten DDR-Autorinnen und -Autoren entlang der offiziellen Parteilinie formulieren. Wer dies nicht tat, hatte mit Zensur zu rechnen und lief Gefahr, nicht gedruckt zu werden. Das bekam auch Schernikau zu spüren. Zwar konnte er mithilfe des Stipendiums drei Jahre lang ohne finanzielle Sorgen in Leipzig studieren, sein Abschluss-Essay die Tage in Leipzig wurde im Hamburger Konkret Verlag veröffentlicht. Neben dem ökonomischen Aspekt spielte für Schernikau seine politische Einstellung eine weitere Rolle für die zeitweise Übersiedlung. Bereits mit sechzehn trat er der Deutschen Kommunistischen Partei bei, deren orthodoxe Vorstellung von Sozialismus mit dem real existierenden Feldversuch vereinbar war. Nicht weniger wichtig war für Schernikau ein dritter und ästhetischer Grund: Die DDR war für ihn das Land mit der besseren Literatur und den besseren Bedingungen zu schreiben. Ihr Staatsbürger wurde er letztlich im September 1989 zu einem Zeitpunkt, als viele es nicht mehr in ihr aushielten und die Freiheit suchten.

Freiheit aber ist nicht mit dem zu verwechseln, was die kapitalistische Bundesrepublik darunter immer noch versteht und feilbietet. Darauf hat Schernikau eindringlich hingewiesen. Denn frei in Schernikaus Sinne kann eine Gesellschaft erst dann sein, wenn ihre Mitglieder nur für die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse produzieren. Der Zwang das ganze Leben seine Arbeitskraft verkaufen zu müssen, damit aus weniger Kapital mehr Kapital wird, ist für den Autor keine Freiheit. Schernikaus Lob der DDR kommt deshalb nicht von ungefähr, hat sie doch zumindest versucht, eine kontrollierte Wirtschaftsordnung zu etablieren.

Stärker kritisierbar als sein Entschluss, in der DDR zu leben, ist Schernikaus Ignoranz gegenüber denjenigen, die sich innerhalb der DDR gegen den Autoritarismus des Staates wandten. Schließlich macht es einen Unterschied, ob man sich nach reifer Überlegung für ein Land entscheiden und zur Not ausreisen kann, oder ob man von Kindesbeinen an gezwungen ist, darin zu leben. Den Oppositionellen half es wenig, wenn ein privilegierter Westdeutscher behauptete, dass es ihnen doch gar nicht schlecht ginge. Oder zumindest besser als drüben. Die weniger schlechte Alternative ist nicht automatisch die richtige. Spätestens dann nicht, wenn sich keine positive, freiheitliche Tendenz in ihr abzeichnet. Hier stößt eine Theorie an ihre Grenzen, weil sie die Praxis nicht ernst nimmt.

Wurde Schernikau in der DDR nicht gedruckt, weil er ihr zu schwul (kleinstadtnovelle), zu selbstbewusst (irene binz) und zu kommunistisch war (die tage in l.), verzeiht ihm der bundesrepublikanische Literaturbetrieb vor allem den Kommunismus nicht. Ein schwuler Kommunist, der kurz vor der Wende DDR-Bürger wird, ist nicht integrierbar in das Selbstbild eines Demokratieweltmeisters. Zwar wird er von den etablierten Instanzen gemieden, jedoch gehen in letzter Zeit einige Verlage das ökonomische Risiko ein und veröffentlichen Schernikau-Bücher. Beachtet werden muss bei jeder Lektüre, dass sie nicht bei der extravaganten Person stehen bleibt, die Schernikau ohne Zweifel war. Sondern dass seine Texte wirklich gelesen und diskutiert werden. Allzu leicht dient er als Projektionsfläche für orthodoxe Linke und Antikommunistinnen und Antikommunisten gleichermaßen.

Am Ende hat Schernikau doch ein wenig Anerkennung seitens der DDR erhalten. Doch war zu diesem Zeitpunkt ihre Demontage bereits voll im Gang. Was ein revolutionärer Künstler (Schernikau) ohne Revolution (BRD) macht, auch darüber liest man bei Ronald M. Schernikau, der 1991 verstorben ist. Kunst natürlich! Das noch unbearbeitete und nach seinem Tod veröffentlichte achthundert Seiten starke Hauptwerk legende wartet nur darauf, entdeckt zu werden.

**

Ich danke der schmutzigen Königin Jens Friebe für die Prägung dieses Titels.

Über den Autor
Martin Brandt studiert u.a. Neuere Deutsche Literatur an der FU Berlin und ist Redakteur der
Rezensionszeitschrift kritisch-lesen.de.

Das Gedicht „Volkslied“ von Susanne Kerckhoff (5.2.1918- 15.3.1950) aus biografischer Sicht

Von Susanne Jahn-Manske

Das Gedicht „Volkslied“ wurde am 11.3.1950 in der Berliner Zeitung veröffentlicht. Verfasst hatte es die Feuilletonredakteurin der Berliner Zeitung, Susanne Kerckhoff. Das Gedicht kann zusammen mit zwei weiteren Gedichten, die zuvor in der Berliner Zeitung erschienen waren, als das öffentliche Vermächtnis von Susanne Kerckhoff angesehen werden, da das Gedicht ihre letzte Veröffentlichung war. Sie starb am 15.3.1950, 4 Tage, nachdem das Gedicht erschienen war.

Um diesem „Vermächtnis“ auf die Spur zu kommen, werden im folgenden die „Volkslied“-Verse „gingen die Kinder“, „dass ich dich liebe“, „folg’ ihnen bald“ sowie der Titel „Volkslied“ aus biografischer Sicht beleuchtet.

Das Schicksal Susanne Kerckhoffs kann als exemplarisch gesehen werden für diejenigen Intellektuellen der frühen Nachkriegszeit, die einen eigenen Weg zum Sozialismus suchten und an der Notwendigkeit, sich im Zuge der Teilung Deutschlands für ein System entscheiden zu müssen, persönlich und politisch zerbrachen.

Die Bearbeitung des Gedichts ist in der Sekundarstufe II empfehlenswert.

Über die Autorin
Susanne Jahn-Manske, Studienrätin für die Fächer
Deutsch und Geschichte, Berlin-Kreuzberg

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Weder DDR noch Bundesrepublik – Thomas Brasch im Unterricht

Der Schriftsteller Thomas Brasch war von Beginn seines Schaffens an von Staats wegen in der DDR und in kulturellen Kreisen später auch in der Bundesrepublik vielfach geächtet – zu konterrevolutionär für die einen, zu DDR-treu für die anderen. Die Medienpädagogin und Autorin Petra Schepers bereitet Material von ihm und über ihn für den Schulunterricht auf und bietet dabei vielfältige Möglichkeiten der Einbettung des umstrittenen Künstlers in die pädagogische Arbeit.

Verboten und aufmüßig

Brasch stammt aus einer jüdischen Familie, die vor den Nationalsozialisten floh, im Exil zu kommunistischen Aktivist/innen wurde und später in die entstehende Deutsche Demokratische Republik zog. Die Familiengeschichte ist von da an geprägt von einer Staatstreue, die sich etwa in dem Amt als stellvertretender Minister für Kultur von Braschs Vater äußert. Brasch selbst debütierte mit seinem Theaterstück „Seht auf dieses Land“ und wurde damit zugleich zum ersten Mal bereits nach der ersten Aufführung verboten. Zahlreiche seiner weiteren Gedichte und Romane wurden verboten, der Druck bereits vor einer möglichen Veröffentlichung untersagt. Begründet wurde dies mit einer „linksradikalen Tendenz“ und „existentialistischen Anschauungen“, die ihm von Seiten der Leipziger Universität attestiert wurden und zu seiner Exmatriku-

Empfehlung Unterrichtsmaterial

lation führten. Auch sein späteres Studium an der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg wurde durch eine Inhaftierung abgebrochen, die sein eigener Vater veranlasste, da Brasch Flugblätter gegen den Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die CSSR verbreitete. In Westdeutschland sorgte er wiederum für einen Skandal, als er bei der Verleihung des bayrischen Filmpreises 1981 der Filmhochschule der DDR für seine Ausbildung dankte.

Braschs Leben war durch Exzesse geprägt, insbesondere von Alkohol- und Drogenkonsum, die später zu Gründen für seinen frühen Tod mit 56 Jahren wurden. Sein Schaffen ist geprägt von den Widersprüchen, die ihn teils verzweifeln ließen und sich an seinem ambivalenten Verhältnis zur DDR verdeutlichen. Er blieb zeitlebens kämpferisch und ließ sich politisch nicht einnehmen – weder von der Bundesrepublik, noch von der DDR.

Materialien zu Thomas Brasch

Schepers gibt fünf Materialvorschläge mit denen sich Schüler/innen ab der Klassenstufe 12 dem Lyriker, Schriftsteller und Filmschaffenden Brasch nähern können. Das Thema bildet eine Brücke zwischen Deutsch- und Geschichtsunterricht. Zu den Materialien werden jeweils unterschiedliche Fragestellungen angeboten. Lösungsvorschläge finden sich hier ebenso wie knappe Hintergrundinformationen.

Zunächst bietet sich der Film „Brasch – Das Wünschen und das Fürchten“ von Christoph Rüter aus dem Jahr 2011 an. Er beschreibt

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Braschs Leben anhand eigener Erzählungen des Künstlers, der mit Rüter zu Lebzeiten befreundet war. Außerdem ist eine Kurzbiographie in die Unterrichtsempfehlung eingebettet anhand derer die Schüler/innen in der Biographie Braschs den Zusammenhang persönlicher Erfahrung, künstlerischem Schaffen und politischen Ereignissen erarbeiten können. Ein Ausschnitt aus einem Interview zwischen der ZEIT und der ehemaligen Lebensgefährtin von Brasch, Katharina Thalbach, sowie seine Rede zur Verleihung des Bayerischen Filmpreises ergänzen dieses Bild. Der anspruchsvollste Teil der Aufgabensammlung ist zu einem Gedicht des Künstlers. Scheper verweist aber auf einen kreativen Umgang mit der für viele Schüler/innen sperrigen Textsorte Gedicht indem etwa dazu aufgefordert wird, es in einem dem Inhalt entsprechenden Tonfall vorzutragen.

Information

Die Aufgabenstellungen eignen sich ab der Sekundarstufe II in der 12. Klasse und werden für den Deutschunterricht empfohlen. Es ist sinnvoll, sich als Lehrkraft zuvor mit dem Werk Braschs vertieft auseinanderzusetzen. Vor diesem Hintergrund bietet sich Schepers Unterrichtsvorschlag hervorragend an, um sich dem teils vergessenen Schriftsteller anzunähern und sich dadurch eine interessante Perspektive auf das Kunstschaffen in der DDR zu erarbeiten.

Der Unterrichtsvorschlag „Thomas Brasch – Lyrik und Film“ findet sich auf dem Online-Portal „Deutschunterricht aktuell“ un-

Empfehlung Unterrichtsmaterial

ter [Downloads](#) und kann für 1,50 € heruntergeladen werden.

Simple Storys von Ingo Schulze – Eine Lesehilfe

Der 1998 erschienene Roman von Ingo Schulze dokumentierte in 29 „simplem storys“, was es in der ostdeutschen Provinz in den Jahren nach der deutschen Vereinigung zu beobachten gab: Menschen zwischen Verzweiflung und Aufbruch, absoluter Hoffnungslosigkeit und dem Versuch, doch irgendetwas aus dem eigenen Leben zu machen. Schulze verzichtet darin auf große Gefühle und innere Monologe und beschränkt sich lieber auf die schlichte Beschreibung von Äußerlichkeiten. Dabei hinterlässt er mit jeder „Story“ eine abgeschlossene Geschichte, die sich erst allmählich in ein großes Puzzle einzufügen vermag. So schließen sich am Ende die Kreise und das komplexe Beziehungsgeflecht der einzelnen Protagonist/innen wird hinter dem Chaos der politischen Umbrüche erkennbar.

Eine von Schüler/innen gestaltete [Webseite](#) soll dem besseren Verständnis des Romans dienen.

Aufbau der Webseite

Die Webseite ist fast so alt wie der Roman selbst: Im Rahmen eines Deutsch-Leistungskurses machten es sich Schüler/innen des 12. Jahrgangs der Herderschule in Rendsburg im Jahr 1999 zur Aufgabe, ein Informationsnetz zu erstellen, dass als allgemeine Lesehilfe verstanden werden kann.

Die Struktur der Webseite ist sehr einfach und klar. In verschiedenen Unterkategorien wurden von den Schüler/innen Informatio-

nen zusammengetragen, die ein Verständnis des Plots und der damit in Verbindung stehenden sozialen, politischen und gesellschaftlichen Bezüge ermöglichen sollen. So findet sich in der Kategorie „Protagonisten“ eine Liste aller auftretenden Personen mit einer jeweiligen Beschreibung, die sich meistens auf deren Berufsstand oder ihren Wohnort bezieht. Klickt man weiter, findet man zu jeder Person außerdem eine Kurzbiographie, die durch Links mit den Kurzbiographien anderer Protagonist/innen verbunden ist, insofern im Roman eine Verbindung dieser beiden Personen besteht. Eine Grafik eröffnet den Betrachter/innen zusätzlich einen zugegebenermaßen eher verwirrenden Einblick in die Beziehungsgeflechte aller im Roman auftretenden Personen.

Neben dieser einfachen Lese- und Verständnishilfe haben sich die Schüler/innen außerdem mit der Multiperspektivität des Romans auseinandergesetzt. In der Kategorie „Perspektiven“ finden sich daher einige Überlegungen zu der Auflösung des linearen Erzählens in dem Roman und der Rolle Schulzes in seiner gewählten Erzählform.

Darüber hinaus wurden in den Kategorien „Geschichte“ und „Städte“ die Inhalte des Romans kontextualisiert und Informationen zugefügt, die die Schüler/innen in diesem Zusammenhang für wichtig hielten. Hier wie auch in den anderen Kategorien zeugen gewiss nicht alle Texte von Vollständigkeit und Genauigkeit, doch bieten sie gute Ansatzmöglichkeiten und Denkanstöße für die eigene Auseinandersetzung mit dem

Lernen aus der ■ Geschichte ■

Empfehlung Web

Roman. Zusätzlich zu den inhaltsbezogenen Kategorien findet sich außerdem eine charmante Biographie des Autors auf der Seite, die aus einem persönlichen Interview mit einem der Schüler hervorgegangen ist.

Fazit

Unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten bedürfte diese Webseite einiger Überarbeitung. Für die gemeinsame Erarbeitung des Romans mit Jugendlichen bietet sie jedoch einige Vorteile: Da alle Inhalte von Jugendlichen selbst recherchiert und verfasst wurden, wurde durchweg eine einfache, verständliche und jugendgerechte Sprache gewählt. Die Texte sind kurz und prägnant, beschäftigen sich mit den Fragen, die sich die Jugendlichen im Laufe der Lektüre selbst stellen. Die Visualisierung der vielschichtigen personellen Verbindungen erleichtert außerdem das Verständnis des komplexen Beziehungssystems der auftretenden Protagonist/innen. Neben einer Nutzung im Zuge der Lektüre im Unterricht kann die Webseite außerdem als Anregung dienen, um ein eigenes Webprojekt zu initiieren.

Ronald M. Schernikau in Matthias Frings' „Der letzte Kommunist“

Von Patsy Henze

Ronald M. Schernikau sehnte sich zeitlebens nach einem Leben in der realsozialistischen DDR und konnte als Schriftsteller schließlich wenige Jahre vor der Wende seinen Traum verwirklichen. Matthias Frings war mit ihm befreundet und schildert in dem Buch „Der letzte Kommunist“ Schernikaus Leben aus seiner persönlichen Perspektive. In seiner Mischung aus historischen, autobiographischen und belletristischen Darstellungsweisen eignet sich das Buch als Lektüre für den Deutsch-Unterricht.

In den Osten gegangen, im Westen angekommen

Eine ausführlichere Betrachtung von Schernikaus Wirken und Rezeption lässt sich im Artikel von Martin Brandt nachlesen. An dieser Stelle wird auf die besonderen Merkmale des Buches von Matthias Frings über den Schriftsteller eingegangen.

Frings lernte Schernikau im Westberlin der 1980er Jahre kennen, beginnt entsprechend mit seinem eigenen Weg über das Studium in politisierte schwule Zusammenhänge. Dort lernte er etwa Elmar Kraushaar kennen, ein bedeutender Schwulenaktivist der in den 1970er Jahren Vorreitergruppen wie die Homosexuelle Aktion Westberlin gründete. Mit ihm sollte ihn eine Freundschaft und lange Zusammenarbeit verbinden; sie verfassten gemeinsam erste Bücher zu Pu-

bertät, schwuler Gesundheit und HIV/AIDS. Der entstehende Freundeskreis, in dem sich auch Schernikau befand, wird detailreich aus Frings Perspektive beschrieben. Seine Haltung gegenüber den politisch engagierten Schwulen der 1970er Jahre und den Linken in den 1980ern wird an einigen Stellen deutlich und wirkt häufig etwas überspitzt. Gleichzeitig lässt der Schreibstil keinen Zweifel an der subjektiven Form des Erzählens, womit Ansichten des Autors als solche erkennbar werden. Eine Kritik, die sich an das Buch richtet, problematisiert genau diese Selbstdarstellung von Frings als narzisstische Nabelschau, wodurch eigentlich ein Buch über ihn anstatt Schernikau entstanden sei. Durch die Sichtbarkeit des persönlichen Einblicks, den Frings gibt, wird der Einbezug der Erfahrungen des Erzählers allerdings vielmehr ein wertvoller Teil des Romans – und der dargestellten Biographie des Schriftstellers Schernikau.

Nicht zuletzt sein enger Bezug zu bewegten Schwulen in Westberlin prägte Schernikaus Weg. Seine Liebe zum Schlager und der sich daraus ergebende Kontakt zu Marianne Rosenberg fügt sich in sein Faible für die Polit-Tunten der 1980er Jahre in Westberlin ein. Für sie verfasste er Bühnenstücke, die in der schwulen Subkultur aufgeführt wurden. Dort fand er Liebhaber, mit denen er teils dramatische Beziehungen einging. Diese schildert Frings teils anhand eigener Eindrücke als auch anhand der Tagebucheinträge und Briefwechsel, die sich im Schernikau-Archiv fanden.

Durch Frings wird ein komplexes Bild des Künstlers erzeugt, er wird nicht auf einzelne Eigenschaften reduziert. So wird deutlich, dass er Schwuler, Kommunist und Schriftsteller war und diese Aspekte sein Leben gleichermaßen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedlich stark prägten. In die einnehmende Erzählung werden Schaffensprozesse einiger Bücher und Schriften Schernikaus verwoben, was Lust auf seine Werke, wie etwa die „Kleinstadtnovelle“ macht. Seine Begeisterung für die DDR ebenso wie Freundschaften und Kontakte zu zahlreichen Schriftsteller/innen wie Gisela Elsner oder Elfriede Jelinek werden im Buch nachvollzogen. Dabei wagt Frings einen Brückenschlag und verwendet belletristische Erzählmodi: Nicht mehr nur Frings tritt als erzählendes rückblickendes Ich auf, sondern ein allwissender Erzähler schildert fiktional, doch auf historischen Erlebnissen basierende Situationen zwischen dem Kind Schernikau und seiner Mutter Ellen. Die beiden sind in den Westen gegangen – ein zentraler Erzählstrang im Buch. Sie ergänzen Frings' persönliche Geschichte und schöpfen aus Gesprächen, die er mit Ellen geführt hat sowie Einsichten in das bei ihr gelagerte Archiv des Schriftstellers.

Schernikau im Unterricht

„Der letzte Kommunist“ eignet sich hervorragend für den Unterricht ab Sekundarstufe II. Es bietet Einblick in unterschiedliche Aspekte von Schernikaus Leben, die in Unterrichtseinheiten untergliedert werden können; etwa Leben in Westberlin in den 1980er Jahren, Homosexualität und das

Verhältnis von Bundesrepublik und Deutscher Demokratischer Republik hinsichtlich ihrer Schriftsteller/innen. Zusätzlich werden Erzählmodi und Genres innerhalb eines Buches deutlich sichtbar und können zur analytischen Einführung im Deutsch-Unterricht behandelt werden.

Das Buch ist über den Aufbau Verlag für 12,95 € erhältlich.

Frings, Matthias: Der letzte Kommunist. Das traumhafte Leben des Ronald M. Schernikau. Aufbau Verlag Berlin 2011. ISBN 3351026692.

„Ich lasse mir aber die DDR nicht miesmachen.“ - Ein Sammelband zu Gisela Elsner

Von Patsy Henze

Gisela Elsner hat zahlreiche Romane, Essays und sogar ein Opernlibretto verfasst. Nichtsdestotrotz ist ihr Werk im aktuellen Literaturbetrieb kaum sichtbar und auch eine eingehende Forschung zu ihr steht noch aus. Einen wichtigen Beitrag zu einer anderen Entwicklung stellt Christine Künzels Sammelband „Die letzte Kommunistin“ dar. Hier melden sich Literatur- wie Politikwissenschaftler/innen zu Wort, die ihr Schaffen stets auch an die gesellschaftliche Situation der jeweiligen Zeit und die Rezeptionsgeschichte rückbinden.

Gisela Elsner und die DDR

Bei einer Lesung in der DDR spricht Elsner darüber, dass einige Kolleg/innen versuchten, sie von ihrer positiven Haltung zur DDR abzubringen. Sie entgegnete: „Ich lasse mir aber die DDR nicht miesmachen.“ Chris Hirte berichtet in seinem Artikel über das Verhältnis der Autorin zur DDR. Dieses war geprägt von der Hoffnung, dass der realsozialistische Staat sich tatsächlich als die bessere Alternative zur Bundesrepublik offenbaren würde. In der letzteren wurden ihre Werke ignoriert oder geächtet, ihre fundamentale Kritik an den typisch deutschen Zuständen traf die Bundesrepublik zu sehr ins Mark. Die Mitgliedschaft Elsners in der Deutschen Kommunistischen Partei machte dieses Verhältnis nicht einfacher.

Teile ihres Werks wurden zunächst ausschließlich in Russland und Bulgarien verlegt, in Deutschland weigerte man sich. Doch auch in der Deutschen Demokratischen Republik wurde die Autorin nicht mit offenen Armen empfangen. Hirte weist in seinem Artikel darauf hin, dass dies zahlreiche Gründe gehabt haben mag, etwa der satirische Stil Elsners, der eine deutsche kleinbürgerliche Realität ihr selbst vorführte – und damit nicht nur als Stilelement zu gefährlich für den zensur-orientierten Literaturbetrieb der DDR war, sondern auch gefährlich hätte werden können für die DDR-eigene Kleinbürgerlichkeit. Nichtsdestotrotz konnte Elsner hier teils Erfolge erzielen, die sie mehr befriedigten, als jene in der Bundesrepublik. 1990 zog sie schließlich in den Osten, bekam eine Wohnung zur Untermiete in Berlin angeboten. Dort angekommen vermerkte sie schnell, dass sie es nicht mehr aushält – der kleinbürgerliche Muff war ihr ein Graus. Ihre Traumvorstellung war rasch zerstört, eine tiefgreifende Erfahrung für Elsner, die vier Jahre später den Freitod wählte.

Perspektiven auf eine Autorin

„Die letzte Kommunistin“ wirft insgesamt einen differenzierten Blick auf Gisela Elsner. Sowohl biographische Aspekte als auch die Wirkung ihres extravaganten Auftretens werden analysiert. Einen Schwerpunkt nimmt der literaturwissenschaftliche Teil ein, in dem einige ihrer Werke vorgestellt und untersucht werden. Darüber hinaus finden sich politikwissenschaftliche Darstellungen in dem Sammelband, welche Auswirkungen ihres Schaffens und den per-

sönlichen politischen Hintergrund Elsners nachzeichnen.

Christine Künzel und Elfriede Jelinek widmen sich vor allen Dingen dem Auftreten und der Persönlichkeit der Schriftstellerin. Künzel, die als Herausgeberin des Sammelbands fungiert, konstatiert den fehlenden Forschungsbestand und betont die Wichtigkeit des vorliegenden Buches. Elsners Werk ist vielfach in Vergessenheit geraten, einige wenige aktuelle Versuche der Veröffentlichung weisen aber womöglich in eine andere Richtung. Jelinek beschreibt in ihrem eigenen Stil, wie sie mit zusehen musste, wie ihre Freundin am Literaturbetrieb sowie an den gesellschaftlichen Verhältnissen erstickte. Elsner wurde geächtet, so Jelinek, weil sie sich wagte, die Normalität als etwas Monströses darzustellen. Und zwar nicht in einer Übertreibung, sondern in der erdrückenden Form, wie uns diese Normalität alltäglich begegnet. Die Kritik an ihr richtet sich dabei an jene Punkte, die eigentlich nur ihre Qualität als Autorin unterstreichen, nämlich die Fähigkeit, das Normale als solches vorzuführen. Einen Grund für die breite Missachtung ihres Werkes sieht Jelinek in dem Umstand, dass Elsner eine Frau ist. Der Literaturbetrieb ist männerdominiert, Frauen haben sich an bestimmte geschlechtsspezifische Konventionen zu halten – und diese hat Elsner vielfach übergangen. Werner Preuß betont in seinem Artikel außerdem, dass die breite Ablehnung der Autorin mitunter daher rührte, dass ihrem Blick auch nicht eine sich selbst als radikal verstehende Gesellschaftskritik entging – die in ihren

Büchern ebenso wenig Identifikationspotential hat, wie Alt-Nazis auf einer Jagdtour.

Evelyne Polt-Heinzl bietet eine Analyse der „Riesenzwerge“ und Bernd Jahn zeigt semantische Schwerpunkte in „Fliegeralarm“. Insbesondere die Bedeutungen von Essen sowie der Aktualität einer Diskussion um Fliegerbomben und Opferdarstellungen stellt vor. Jahn analysiert außerdem die gesellschaftliche Ablehnung auch dieses Romans und führt ihn darauf zurück, dass auch er keine Identifikationsmöglichkeiten bietet und außerdem Kinder grundlos böse sein lässt: „Wer liebt schon einen Roman, der alles darauf anlegt, vom Leser gehaßt zu werden.“ Elsner legt den Finger auf Wunden deutscher Geschichte und vor allen Dingen des Geschichtsrevisionismus, der sowohl offensichtliches Ignorieren als auch die für Elsner oft nur scheinbare Gegnerschaft meint. Christine Künzel betont in ihrer Analyse zu „Heilig Blut“ entsprechend, dass Katholizismus und Nationalsozialismus für Elsner insgesamt zwei prägende Elemente der deutschen Gesellschaft sind und unmittelbar in Zusammenhang miteinander stehen. Den literaturwissenschaftlichen Teil des Sammelbandes schließt Carsten Mindt ab, der die „Riesenzwerge“ in den Mittelpunkt seiner Analyse stellt. Mindt geht auf Modi der Narration ein, die in dem angesprochenen Roman vor allen Dingen repetitive Elemente sind, die durch ihre spezifische Erscheinungsform bekannte Symbolisierungen aufbrechen. Die Form der Erzählung wird dadurch nicht bloß strukturgebendes Element, sondern selbst Bedeutungsträgerin.

Tjark Kunstreich schließt mit einer politikwissenschaftlich geprägten Analyse ab. Er verweist auf das spezifische Politikverständnis von Elsner, insbesondere ihr Verständnis von Kommunismus. Wichtige Informationen zu ihrem Verhältnis zur DKP und der DDR geben einen vertieften Einblick in Elsners Schaffen.

Informationen

Der vorliegende Sammelband eignet sich in erster Linie zur Information von Lehrkräften, die Gisela Elsner darauf aufbauend in ihren Unterricht integrieren möchten. Der kurze Text von Elfriede Jelinek bietet sich allerdings auch als Unterrichtsmaterial an, da er in Prosaform verfasst und entsprechend verständlich ab Sekundarstufe II ist.

„Die letzte Kommunistin“ ist für 14,00 € über die [Webseite des Magazins konkret](#) erhältlich.

Künzel, Christine: Die letzte Kommunistin. Texte zu Gisela Elsner. KKV konkret, Hamburg 2009. ISBN 978393078656

Das MFS und Christa Wolf – Die Erzählung „Was bleibt“ und der gesamtdeutsche Literaturstreit

Von Anne Lepper

Als Christa Wolf im Sommer 1990 unter den Eindrücken der Maueröffnung ihre Erzählung „Was bleibt“ veröffentlichte, löste sie damit eine heftige und über Monate andauernde Debatte unter west- und ostdeutschen Literat/innen und Feuilletonist/innen aus, die als erster „deutsch-deutscher Literaturstreit“ in die Geschichte der deutschen Vereinigung einging.

Der Literaturstreit

In dem Streit, der maßgeblich durch zwei in der „FAZ“ und in der „Zeit“ erschienenen Rezensionen des Wolf-Textes lanciert wurde, ging es nicht nur um die Person Christa Wolf und ihre persönliche politische Einstellung sowie ihre Beziehung zu dem in seiner Auflösung befindlichen sozialistischen Staat. Schnell wurden die Diskussionen außerdem zum Anlass genommen, grundsätzliche Fragen nach der moralischen Verantwortung der DDR-Literatur, den Umgang mit Ästhetik und Politik in einem Unterdrückungsverhältnis und das Verhältnis von Gesellschaft und Literatur im Allgemeinen zu debattieren. Der Fall der Mauer und die darauf folgende deutsche Vereinigung führte zu der Aberkennung des bis dahin existierenden „literarischen Bonus“ für ostdeutsche Schriftsteller/innen innerhalb der bundesdeutschen Literaturkritik, in deren Folge sich viele DDR-Literat/innen einer schonungslosen Bewertung und Kritik stel-

Lernen aus der ■ Geschichte

Empfehlung Fachdidaktik

len mussten. Dass Christa Wolf und „Was bleibt“ schließlich zum Objekt der Debatte um die Funktion ostdeutscher Literatur wurde, stand sicherlich auch mit dem gewählten Zeitpunkt der Veröffentlichung in Verbindung. Wichtiger für die Rolle der Schriftstellerin innerhalb des Streits war jedoch gewiss ihre Persönlichkeit selbst, die eine Vielzahl an Ambivalenzen, Widersprüchen und politischen (Selbst-)Zweifeln vereinte. Als prominente Fürsprecher/innen Wolfs agierten im Verlauf des Streits unter anderem Günther Grass, Lew Kopelew, Walter Janke und Rita Süßmuth, wobei ein Großteil der sich zu Wort meldenden Akteur/innen die Schriftstellerin heftig kritisierte.

Christa Wolf und das MfS

Um die Person Christa Wolf und ihre zentrale Rolle im gesamtdeutschen Literaturstreit nachvollziehen zu können, hat Martin Enderlein seiner Analyse der Erzählung „Was bleibt“ und der dadurch angestoßenen Debatte drei Kapitel zur Geschichte des MfS, den Beziehungen ostdeutscher Schriftsteller/innen zum MfS im Allgemeinen und der Christa Wolfs im Besonderen vorangestellt. Das MfS – gegründet 1950 unter fachlicher Anleitung des NKWD, stellte erst mit der im Jahr 1969 gegründeten Abteilung HA XX/7 den Kulturbetrieb im eigenen Land in den Fokus seiner Ermittlungen, wenngleich auch schon vorher verschiedene „Operative Vorgänge“ zur Überwachung Kulturschaffender existierten. In seinem Text stellt Enderlein nachvollziehbar anhand der Akten zu Christa Wolf heraus, dass diese zwar zwischen 1959 und 1962 unter dem Decknamen

„Margarete“ als „Inoffizielle Mitarbeiterin“ fungierte, der Inhalt ihrer Aussagen sich jedoch auf bedeutungslose Informationen beschränkte. Aus diesem Grunde stellte das Ministerium Anfang der 1960er Jahre die Zusammenarbeit ein und ging dazu über, die Schriftstellerin selbst zu überwachen.

Was bleibt

In der Erzählung, die Wolf bereits 1979 verfasste und zehn Jahre später in überarbeiteter Form veröffentlichte, setzt sich die Autorin mit der Überwachung durch die als „junge Herren“ bezeichneten Geheimdienstmitarbeiter auseinander. Aus verschiedenen zeitlichen Perspektiven versucht die Observierte, sich den physischen und psychischen Auswirkungen des Dauerzustandes Überwachung zu nähern, und diese miteinander in Verbindung zu setzen. Wolf, deren politische und gesellschaftliche Position durch Anpassung und daraus resultierende Privilegien einerseits und oppositionelle Gedanken und ambivalente Gefühle andererseits gezeichnet war, fand sich nur schwer in ihrer individuellen Wirklichkeit zurecht. Ihr Versuch, sich in „Was bleibt“ mit diesen persönlichen Widersprüchen auseinanderzusetzen reifte in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung zu einer substanziellen und existentiellen Debatte über die Funktion von Literatur in autoritären Systemen. Der Vorwurf, die Erzählung sei zu einem Zeitpunkt erschienen, in der die Autorin durch die Veröffentlichung nichts mehr zu befürchten habe, spielte hierbei eine bedeutende Rolle.

Zusammenfassung

Die Arbeit Enderleins kann als kurze und prägnante Einführung in den Themenbereich „MfS und Literatur“ und als schlüssiger Zugang zum Werk Christa Wolfs dienen. Durch die thematisch beschränkte Kontextualisierung Wolfs auf ihre Rolle innerhalb des Literaturstreits der frühen 1990er Jahre wird ihrem Wirken und ihrem Gehalt als Schriftstellerin jedoch nicht ausreichend Rechnung getragen. Es empfiehlt sich daher, für eine intensive Auseinandersetzung mit Christa Wolf weitere Texte von und zu der Autorin hinzuzuziehen. Auch für einen ausführlichen Einblick in Funktion und Arbeitsweise des „Ministeriums für Staatssicherheit“ scheint es sinnvoll, zusätzliche Darstellungen und Aspekte zu betrachten.

Die Studienarbeit von Martin Enderlein kann für 0,99 Euro unter [heruntergeladen](#) werden.

Der P.E.N.- Club in der DDR

Von Anne Lepper

Der P.E.N.-Club, eine weltweite Vereinigung von Poet/innen, Essayist/innen und Novellist/innen, stellt seit seiner Gründung in London 1921 eine der wichtigsten Schriftstellervereinigungen der Welt dar. Ziel der Gründerin Catherine Amy Dawson Scott war es, kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs durch eine internationale Gemeinschaft den Frieden und die Völkerverständigung zu fördern. Mit Blick auf die vielerorts vorherrschende Verfolgung, Unterdrückung und Zensur von Autor/innen, sollte der Verband auch die Aufgabe übernehmen, für eine weltweite Meinungsfreiheit zu kämpfen und gefährdete Schriftsteller/innen zu unterstützen. Dennoch wurde vom Präsidium des International P.E.N. propagiert, die Politik aus dem Verband und seinen Tätigkeiten auszuklammern. In Anbetracht dessen ist es umso interessanter, den Blick auf die deutsche Geschichte des Verbandes zu lenken.

Der deutsche P.E.N.-Club während der Zeit des Nationalsozialismus

Bereits seit 1923 existierte eine deutsche P.E.N.-Sektion. Nachdem sich diese bereits kurze Zeit nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten dem nationalen politischen Konsens freimütig untergeordnet hatte, wurden jüdische und oppositionelle Mitglieder systematisch aus dem Verband ausgeschlossen. Wenig später verließ die deutsche Sektion den internationalen Verband, als Nachfolgeorganisation wurde die

„Union Nationaler Schriftsteller“ gegründet. Parallel zu diesen Entwicklungen gründete sich allerdings eine neue deutsche P.E.N.-Sektion, nämlich die der deutschen Schriftsteller/innen im Exil, deren erster Präsident Heinrich Mann wurde.

Die Nachkriegsgeschichte des deutschen P.E.N.-Clubs

Dorothee Bores setzt in ihrem Text bei der Wiedergründung der zunächst gesamtdeutschen P.E.N.-Sektion im Jahre 1948 in Göttingen ein. Diese stellte in den ersten Jahren eine der wenigen gesamtdeutschen Organisationen dar, war jedoch von Beginn an durch die politischen Konflikte der beiden deutschen Staaten geprägt und gleichermaßen belastet. Trotz des Grundsatzes „No politics at all“ verdingen sich die Mitglieder in unauflösbaren Auseinandersetzungen um eine Ausrichtung des Verbandes, was im Jahr 1951 schließlich zu einer Abspaltung mehrerer bundesdeutscher Mitglieder und der Neugründung eines rein bundesdeutschen P.E.N.-Zweigs führte. Fortan existierten also zwei deutsche Sektionen, die auf der Internationalen P.E.N.-Konferenz in Dublin 1953 die Bezeichnungen Deutsches P.E.N.-Zentrum (Bundesrepublik) und Deutsches P.E.N.-Zentrum Ost und West (Sitz München) erhielten. Wenngleich sich das Zentrum in München zwar weiterhin als Repräsentant der Schriftsteller/innen beider Staaten verstand, verschob sich das interne politische Gewicht schon bald mehr und mehr in Richtung DDR. In den ersten Jahren wirkte noch Bertold Brecht als prominenter Präsident und Brücke zwi-

schen den Mitgliedern aus Ost und West. Spätestens seit der Eröffnung eines Büros in Ostberlin und personeller Veränderungen wurde die Sektion Mitte der 1950er Jahre jedoch mehr und mehr zu einer DDR-Organisation. 1967 wurde der Kurswechsel schließlich auch durch die Umbenennung in P.E.N.-Zentrum DDR öffentlich manifestiert. In den folgenden Jahrzehnten unterhielt das Zentrum hervorragende Beziehungen zu staatlichen Organisationen der DDR, was dem Verband starke Kritik von Seiten des bundesdeutschen Zweigs einbrachte und zu langwierigen Auseinandersetzungen im Vorfeld einer Wiedervereinigung nach 1989 führte. Inwiefern die Mitglieder überhaupt die Möglichkeit hatten, sich der staatlichen Kooperation und Kontrolle zu entziehen, versucht die Autorin ansatzweise zu untersuchen, kommt dabei jedoch zu dem klaren Schluss, diese Möglichkeiten seien nicht ausreichend genutzt worden. So wurden wichtige Themen wie der Mauerbau, die Ausbürgerung Biermanns, die allgegenwärtige Zensur und die Verfolgung von Schriftsteller/innen weder intern noch öffentlich durch den Verband thematisiert, was Bores als Beleg für dessen Linientreue versteht.

Erst 1989, als sich die politischen Umstürze bereits abzeichneten, wagten einige P.E.N.-Mitglieder öffentliche politische Äußerungen – was in Anbetracht der Tatsache, dass auch der P.E.N. durchsetzt war von inoffiziellen Mitarbeitern der Staatssicherheit nicht verwunderlich erscheint.

Fazit

Die Autorin bietet in ihrer Arbeit eine überblicksartige Einführung in die Geschichte des P.E.N. in der DDR, die an einigen Stellen jedoch leider etwas zu wenig ausführlich und einseitig wirkt. Trotzdem eignet sich der Text gut, um in die Thematik einzuführen und sich mit der Problematik der Zensur in politischen Systemen auseinander zu setzen. Es empfiehlt sich allerdings, für eine Implementierung in den Unterricht weiterführende Literatur – beispielsweise zum Internationalen P.E.N. – hinzuzuziehen.

Der Text kann auf der [Webseite der Bundesstiftung Aufarbeitung](#) heruntergeladen werden.

Jürgen Fuchs und die DDR – ein Hörbuch

Von Patsy Henze

Insgesamt vereint das Hörbuch „Jürgen Fuchs: Das Ende einer Feigheit“ 151 Minuten Audio-Material von und über Jürgen Fuchs. Die CD entstand in Zusammenarbeit des Deutschlandfunks, des Deutschlandradio Kultur und der Bundesstiftung Aufarbeitung, so dass archivierte Auftritte des Schriftstellers im Radio zu hören sind.

Jürgen Fuchs und die DDR

In der vorliegenden Ausgabe beschäftigt sich Udo Scheer in seinem [Artikel](#) mit dem Schriftsteller und zeichnet seine Geschichte nach. Sie ist von Verfolgung wie Aufbegehren gegen das staatliche System der DDR markiert, wobei sich Letzteres insbesondere im Schreiben äußerte. Seine Texte erschienen dabei nicht im klassischen Sinne aufrührerisch, da sie sachlich deskriptiv bleiben. Herta Müller betont in ihrer Einführung auf der Audio-CD: „Keine Fiktion im Inhalt – nur Erfindung im Ausdruck.“ Demnach zählt Fuchs eher auf, beschreibt also weniger und lenkt dadurch nicht mit Eigenschaften ab. Stets versuchte er, den Blick auf das Nicht-Gesagte zu lenken, von dem es in seinem Status als überwachte Person vieles gab. Seine Zeit in der Armee wie auch im Gefängnis prägten ihn, nach eigener Aussage ließ sich danach nichts mehr genießen, alles blieb im Schatten dieser Erlebnisse.

In seiner deskriptiven Erzählweise wird die Militarisierung des Alltäglichen deutlich.

Dieser Alltag wird in seiner detaillierten Beschreibung durchzogen von militärischen Anleihen bis hin zur deutlichen Beschreibung des Einbezugs junger Menschen in die Armee. Die Körper werden ganz selbstverständlich zugerichtet, die Frisuren dem geläufigen Bild eines Soldaten angepasst. Müller interpretiert diesen Aspekt als das für Fuchs prägende Element, das für ihn den realsozialistischen Staat repräsentierte: Kontrolle.

Von Fuchs selbst gelesen sind der Armeeroman „Das Ende einer Feigheit“ sowie Gedichte aus „Tagesnotizen“ und „Pappkameraden“. Sein Armeeroman kann stellvertretend für sein prosaisches Werk verstanden werden. Die von Müller beschriebene mehr aufzählende denn beschreibende Erzählweise macht sich auch in seiner Stimm- lage und dem Modus des Vorlesens deutlich. Gleichmaßen wird die Geschichte dadurch nicht langweilig, sondern erscheint als eindringlich und vermittelt das Gefangensein in einem unerwünschten gesellschaftlichen Zustand. Außerdem geht es um das ganz konkrete gefangengenommen sein, das sich auch im Militärdienst äußern kann. Hier gibt es spezifische Verhaltensnormen, die sich unter den Soldaten und in besonderer Deutlichkeit von Seiten der höher gestellten Offiziere äußert und zur Unterordnung beitragen soll.

Sein Gedichtzyklus „Tagesnotizen“ verfasste Fuchs in der Bundesrepublik, nachdem er im August 1977 nach zahlreichen Protesten in Westdeutschland aus der Deutschen Demokratischen Republik ohne einen Prozess

abgeschoben wurde. Hierin sind erste Eindrücke von Westberlin enthalten, die sich wieder auf Alltägliche Vorgänge bezogen. In diesem Fall ist der Alltag durchzogen von Irritation und Befremdung. Ein Gefühl, sich in einer Region nicht zugehörig zu fühlen, die der DDR sehr nah ist und in der außerdem die gleiche Sprache gesprochen wird. Er kann seine neue Freiheit nicht genießen, alles was erlebt wird, ist mit der Zeit im Gefängnis verbunden.

Durch Herta Müllers einführende Worte, eine Radio-Diskussion zwischen Fuchs und Hans-Georg Soldat sowie mittels eines Liedes über den Schriftsteller von Wolf Biermann wird eine historische Kontextualisierung ermöglicht. Außerdem werden verschiedene Lesarten vermittelt, die einen erleichterten Zugang zu dem Werk des größtenteils unbekanntem Autors verschaffen. Auch auf seine Unbekanntheit wird Bezug genommen. Ähnlich wie andere Autor/innen aus der DDR stand er ihr sehr kritisch gegenüber. Fuchs blieb aber ein Linker, ein Umstand der ihm ebenso angekreidet wurde, wie sein offener Umgang mit Klarnamen von Angestellten der Stasi.

Jürgen Fuchs im Unterricht

Die zwei CDs des Hörbuchs eignen sich hervorragend für eine Einbettung in den Schulunterricht. Das auditive Medium bietet eine Abwechslung zur alltäglichen Lektüre. Über zahlreiche Hintergrundinformationen, die auf der CD enthalten sind wird sowohl den Lehrer/innen als auch den Schüler/innen ein einfacher Zugang zum Werk von Fuchs

ermöglicht. Das Hörbuch eignet sich für den Einsatz ab Sekundarstufe II.

„Jürgen Fuchs: Das Ende einer Feigheit“ ist für 14,95 € bei [Hörbuch Hamburg](#) erhältlich.

Jürgen Fuchs: Das Ende einer Feigheit. Mit einer Einführung von Herta Müller und einem Lied von Wolf Biermann. Hörbuch Hamburg. 2010. 2 CDs, 151 Minuten. 14,95 Euro

Die Unberührbare

Von Anne Lepper

Bereits in der ersten Szene des Films wird die tiefe und ausweglose Verzweiflung der Protagonistin deutlich: Hanna Flanders, Anfang fünfzig und allein lebend, sitzt in ihrer Münchner Wohnung und starrt auf den Bildschirm. Dort sieht sie Menschen, die sich in den Armen liegen, feiern, trinken und die Mauer erklimmen, die über Jahrzehnte Berlin geteilt hatte. Es ist der 9. November 1989, und statt in den allgemeinen Freudentaumel einzutauchen erklärt Hanna Flanders am Telefon ihrem Freund Ronald bei einer letzten Zigarette, dass sie sich im Anschluss an das Gespräch das Leben nehmen wird. Aus der vermeintlich letzten Zigarette werden zwei und es gelingt Ronald schließlich, Hanna zu überzeugen, das Arsenfläschchen aus der Hand zu legen.

Ihr Leben geht weiter, fürs erste, doch die grenzenlose Verzweiflung über die politischen Umbrüche und die gesellschaftlichen Reaktionen bleiben. Flanders, die als überzeugte Kommunistin ihr Leben lang Lenin die Treue gehalten hat, trifft das Ende des Arbeiter- und Bauernstaates dermaßen hart, dass sie in tiefer Verstörung und einer unabwendbaren Perspektivlosigkeit zurückbleibt. Nicht nur privat gerät ihre Welt dadurch ins Wanken, auch beruflich befindet sie sich durch die politischen Ereignisse in einer prekären Situation: Ihr Werk, einst gefeiert als radikale und antibürgerliche Abrechnung mit dem kapitalistischen Establishment, wurde seit ihrem Zerwürfnis

mit dem westdeutschen Rowohlt Verlag nur noch im Osten verlegt.

Hanna begibt sich auf eine Reise durch die vereinte Republik, ursprünglich mit dem Ziel, sich in Berlin bei einem Freund niederzulassen. Als dieser ihr jedoch, berauscht von der allgemeinen Feierstimmung, das versprochene Obdach verweigert, fährt sie weiter auf der Suche nach finanzieller und emotionaler Unterstützung. Doch ihre Begegnungen bleiben frustrierend, die feiernden Menschen haben kein Verständnis für Hannas tiefe Verzweiflung und sie fühlt sich zunehmend unverstanden. Ein Besuch bei den gutbürgerlichen Eltern wird zu einer Tirade aus Vorwürfen und eine Nacht bei ihrem ehemaligen Ehemann entwickelt sich zu einer Begegnung voller Schmerz, Bestürzung und Alkohol. Desillusioniert kehrt Hanna nach München zurück, wo sie kurze Zeit später auf der Straße zusammenbricht und in ein Krankenhaus eingeliefert wird. Dort sagt man ihr, sie müsse sich augenblicklich einem Nikotin- und Tablettenentzug unterziehen, um eine durch ein Raucherbein verursachte Amputation zu vermeiden. Hanna, die aufgrund dieser Diagnose endgültig allen Lebensmut verloren hat, steigt in den Vierten Stock der Klinik und beendet nach einer letzten Zigarette durch einen Sprung aus dem Fenster ihr Leben.

Auch wenn die Verzweiflung der Protagonistin überdeutlich in allen Szenen des Films spürbar ist, sollte man versuchen, die Person dahinter nicht aus den Augen zu verlieren. Flanders/Elsner war – im Gegensatz zu vielen anderen – nicht hinter ihren Ide-

alen und ihrer radikalen Gesellschaftskritik zurückgetreten, als sich die politischen Verhältnisse veränderten. Es gab für sie aus diesem Grunde kein zurück in diese bürgerliche, wieder vereinte Gesellschaft – ihr Klassenverrat war unwiderruflich. Damit am Ende des Films nicht die radikal-politische Schriftstellerin vollständig hinter einer verstorbenen Nikotin- und Tablettenabhängigen verschwindet, ist ein vorbereitender Blick auf Elsners Werk zu empfehlen. Ihre totale Verweigerung und die Unfähigkeit, sich mit den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen der späten Achtziger und frühen Neunziger Jahre abzufinden, scheint dann auch klarer und nachvollziehbarer, als es vom Regisseur des Filmes – dem Sohn Elsners – eventuell beabsichtigt war. Dieser betonte zwar in einem Interview deutlich, dass es nicht sein Ziel war, ein persönliches Mutter-Trauma zu bewältigen, sondern einen Menschen in einer Umbruchzeit zu zeigen. Der Film, der in schwarz-weißen Bildern die düster- ausweglose Endphase Elsners zeigt, erinnert jedoch manchmal mehr an das Psychogramm einer Todgeweihten als an das Porträt einer politisch reflektierten Intellektuellen.

Dennoch ist der Film auch für die Behandlung im Unterricht ab Sekundarstufe II zu empfehlen, da er eine ungewohnte Perspektive auf die deutsche Vereinigung eröffnet. Dass die Entwicklungen jener Tage und Monate tragische Auswirkungen auf Teile der Gesellschaft hatten, wurde und wird im allgemeinen Freudentaumel oftmals übersehen. Dass Elsner allerdings in ihrer Radi-

kalität und politischen Standhaftigkeit auch hier einen Sonderfall darstellt, ist nicht zu bezweifeln.

Der Film kann über [Amazon](#) für 9,99 Euro bestellt werden.

Unser nächstes Magazin erscheint am 19.09.2013 und trägt den Titel „Displaced Persons und Gerechtigkeit für im NS-Verfolgte“

I M P R E S S U M

Agentur für Bildung - Geschichte, Politik und Medien e.V.

Bülowstr. 90

10783 Berlin

<http://www.lernen-aus-der-geschichte.de>

<http://www.agentur-bildung.de>

Projektkoordination: Ingolf Seidel

Webredaktion: Ingolf Seidel, Anne Lepper, Patsy/Patrick Henze

Das mehrsprachige Webportal wird seit 2004 gefördert durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Berlin. Die vorliegende Ausgabe unseres Magazins wird durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur gefördert.

Die Beiträge dieses Magazins können für nichtkommerzielle Bildungszwecke unter Nennung der Autorin/des Autors und der Textquelle genutzt werden.